



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

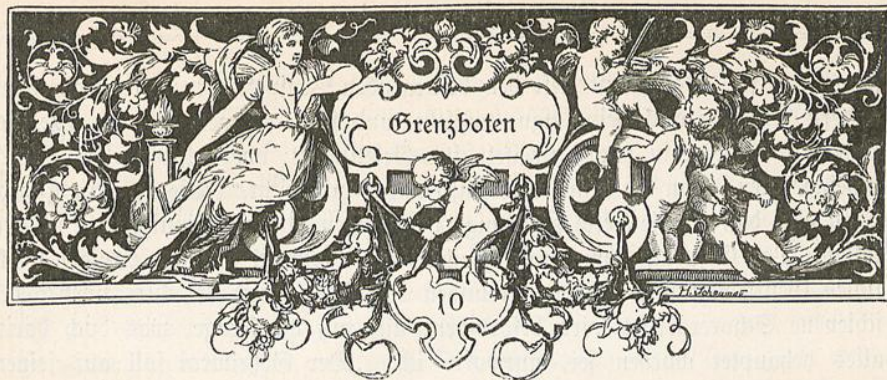
DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Gittermann, Wilhelm: Erinnerungen an Friedrichsruh : (Schluß)

urn:nbn:de:gbv:46:1-908



Erinnerungen an Friedrichsruh

Von Wilhelm Gittermann

(Schluß)



reizehn Monate später, am 26. Februar 1893, kam ich wieder nach Friedrichsruh; Bucher war am 12. Oktober in Glion am Genfer See gestorben, und Fürst Bismarck hatte mich durch einen liebenswürdigen Brief eingeladen, um sich mit mir über seinen toten Freund unterhalten zu können. Er empfing mich mit den Worten: „Sie haben meinem besten Freunde nahe gestanden, ich fühlte das Bedürfnis, Sie zu sehen.“ Beim Frühstück und den übrigen Mahlzeiten erhalte ich immer meinen Platz an seiner Seite; als wir uns gesetzt haben, springt Rebekka wie toll um den Tisch herum, während Tiras nicht zu sehen ist; schließlich kommt er aber schwerfällig angehumpelt und legt sich teilnahmslos zu den Füßen seines Herrn nieder. Auf meine Bemerkung, daß der Hund wohl krank sei, sagt der Fürst: „Ja, sehen Sie, das ist auch so ein merkwürdiges Verhältnis, wie es im Leben öfter vorkommt, zwischen zwei Kreaturen, die nicht zu einander passen; die Rebekka ist eine lebenswürdige feurige Dame, aber — wie oft in solchem Falle — ein Satan; der Tiras ist ein höchst braver, aber etwas tölplicher Kerl, ohne Leidenschaften; in letzter Zeit ist er nun ganz phlegmatisch geworden, und als alle Liebkosungen nicht helfen wollten, ihn an seine ehelichen Pflichten zu erinnern, da hat sich die Liebe in Haß verwandelt, die Rebekka hat ihn schließlich vor Verachtung in das Bein gebissen, und davon lahmt er.“ Es wird ein soeben mit der Post angelangtes Paket gebracht. Es enthält eine sogenannte elektrische Sichtkette und das Schreiben einer unbekanntten Dame, die um Mitteilung bittet, ob dem Fürsten diese Kette wirklich geholfen habe, da sein Name an erster Stelle als Referenz

angegeben sei. Der Fürst liest den beiliegenden Prospekt, der unter zahlreichen andern Adressen auch seine eigne angiebt, und sagt: O weh, wie ich sehe, befinde ich mich da in höchst zweifelhafter Gesellschaft; aber ich bin ohne Schuld hineingeraten, denn ich kenne das Instrument gar nicht.“ Die Fürstin gesteht dann ein, daß sie die Kette allerdings vor einigen Jahren heimlich habe schicken lassen. Das Gespräch kommt auf Bucher, den Bismarck als den einzigen wirklichen Gentleman unter seinen Freunden bezeichnet; auch der kurz vorher erschienene Schorerartikel wird besprochen, und auf die Frage, was doch darin alles behauptet worden sei, antworte ich: „Der Geheimrat soll auf seinen Einfluß eifersüchtig gewesen sein und sich durch Beförderung anderer zurückgesetzt gefühlt haben.“ Darauf sagte der Fürst laut lachend: „Bucher und eifersüchtig! Wenn er doch seinen Einfluß auf mich mehr geltend gemacht hätte, von ihm hätte ich mich gern noch mehr beeinflussen lassen, aber er wollte ja nicht, er war eine zu vornehme Natur!“ Auch über Moritz Busch sprechen wir, und ich ärgere mich, daß dieser den Verstorbenen in einem Nekrolog als frühern Jakobiner bezeichnet; darauf der Fürst: „Das ist er niemals gewesen! Als ich ihn zum erstenmal im Parlament hörte, machte er auf mich den Eindruck eines Nordamerikaners; aber der Busch hat sich bei dieser Äußerung nichts böses gedacht.“ Ein Herr erzählt, daß Busch nach Leipzig übergesiedelt sei, weil er in Berlin eine Beschlagnahme seiner Papiere habe befürchten müssen. Der Fürst: „Das glaube ich nicht, denn soweit sind wir noch nicht gekommen.“ „Ich möchte nur wissen — sagt die Fürstin —, was die Zeitungen immer zwischen Bucher und meinem Sohn Herbert bringen wollen; die waren wirklich recht befreundet, und mein Sohn hat sich noch die denkbar größte Mühe gegeben, ihn als Hochzeitsgast in Wien zu haben; später bekam er von ihm noch ein kostbares Hochzeitsgeschenk, einen so prachtvollen silbernen Tafelaufsatz, daß wir alle ganz erstaunt waren. Aber der Geheimrat konnte größere Gesellschaften nicht ausstehn, und deshalb war er nicht nach Wien zu bringen.“

Wie ich bei dieser Gelegenheit bemerken will, traf das in Wien stehn gebliebne Hochzeitsgeschenk durch einen Zufall gerade einige Tage nach Buchers Tode ein; fundige Reporter verbreiteten dann gleich die Nachricht, daß in einer mächtig großen Kiste sein gesamter litterarischer Nachlaß in Friedrichsrub abgeliefert worden sei. Fürst Bismarck hat aber nichts derartiges erhalten, und Bucher hinterließ auch weder Aufzeichnungen noch sonstige Papiere von politischer Wichtigkeit. Was von Memoiren gefaselt wird, ist Täuschung; die geringe schriftliche Hinterlassenschaft ist in den Händen des Bruders.

Ich frage den Fürsten, ob die in der Presse verbreitete Notiz, daß Bucher die ganze Reichsverfassung in vierundzwanzig Stunden niedergeschrieben habe, wahr sei, worauf er mir folgendes erwidert: „Bucher hat so schnell gearbeitet, daß ihm vieles möglich war, was man für unmöglich halten sollte; er hat

auch die Reichsverfassung — ich weiß nicht, in wie langer Zeit — bearbeitet, aber eine besondere Leistung von ihm war es, daß er mir in wenigen Stunden die Verfassung des Norddeutschen Bundes niederschreiben konnte, während ich einen von Savigny mit Mühe ausgearbeiteten Entwurf als unbrauchbar zurückweisen mußte.“ Wieder kommen wir auf den Schorerartikel zu sprechen und unterhalten uns über den mutmaßlichen Verfasser, der es auch bis jetzt noch nicht für gut befunden hat, aus seiner Anonymität hervorzutreten; die Fürstin weist auf eine einflußreiche, intrigante Persönlichkeit hin, die sowohl der heimliche Feind ihres Mannes wie auch Buchers gewesen sei. Der Fürst wehrt ab und sagt: „Ich mag den Namen des Mannes nicht kennen, jedenfalls hat er mich schwerer getroffen als andre.“

Ich erzähle von einer Begegnung, die Geheimrat Bucher einige Wochen vor seinem Tode mit Herrn Göring, dem damaligen Chef der Reichskanzlei, hatte. Wir gingen auf der Promenade eines Badeorts spazieren, als er von einem Herrn angeredet wurde; nachdem sich dieser verabschiedet hatte, machte der Geheimrat ein merkwürdig lächelndes Gesicht und sagte mir schließlich: „Wissen Sie, wer der Herr war? Herr Göring, der Schulfreund und Vertraute Caprivis, der ihn sich hervorgezogen hat!“ Fürst Bismarck lacht herzlich, als ich ihm sage, daß sich in den beiden Männern doch eigentlich recht prägnant der alte und der neue Kurs gegenüber geständen hätten. „Ja — meint er —, Bucher war ungefähr das bei mir, was der andre Herr bei Caprivi ist; mein alter Mitarbeiter war auch überzeugter Schutzöllner, während Herr Göring zu den wütenden Freihändlern gehört, denen wir die Handelsverträge zu danken haben.“

Das Gespräch dreht sich jetzt um den Bund der Landwirte, der gerade in Berlin eine Hauptversammlung abgehalten hatte, und der Fürst äußert, er möchte wohl wissen, ob die Herren wirklich dort in der Hauptstadt, trotz notleidender Landwirtschaft, so opulent gelebt hätten, wie die Zeitungen berichteten; nun, zuzutrauen wäre es ihnen schon! Dann animiert er mich zum Trinken mit folgenden Worten: „Sie sind wohl auch so vorsichtig im Essen und Trinken wie Bucher, der sich immer kasteit hat; ich bin überzeugt, er wäre älter geworden, wenn er weniger mäßig gelebt hätte, denn ich habe immer gefunden, daß diejenigen Menschen das höchste Alter erreichen, die tüchtig essen und trinken.“

Zum zweiten Frühstück giebt es ein warmes Gericht und kalte Platten, eine Sorte Wein, Münchner Bier und Kognak oder alten Kornbranntwein. Der Fürst schenkt mir eigenhändig ein Glas von letzterem ein und fordert mich auf, zu sagen, was es für eine Sorte ist; als ich das nicht weiß, erzählt er: „In einer Festung — wenn ich nicht irre, war es Wesel — hatte man einige Flaschen Branntwein tief in den Kasematten vermauert und gerade hundert Jahre liegen lassen; als der Schatz dann gehoben wurde, bekam ich auch einige

Fflaschen zum Präsent. Das Getränk ist vorzüglich, und da haben Sie ein Beispiel dafür, daß auch die Kafematten einer Festung unter Umständen veredelnd wirken können.“ Ich frage nach einer Anekdote, die ich einmal irgendwo gelesen habe, worauf er mir erwidert: „Ja, die Geschichte ist wahr, aber sie hat sich etwas anders zugetragen. Ich war während meines Frankfurter Aufenthalts häufig im Taunus auf der Jagd und befand mich eines Tages mit einem befreundeten Herrn, dem dicken . . . , auf einem Berge, wo wir uns gelagert hatten, um unser Frühstück zu verzehren. Ich hatte schon alles aufgegessen, fühlte aber noch einen furchtbaren Hunger und überlegte, wie ich dem dicken K wohl zwei prachtvolle Würste abnehmen könnte, die er neben sich liegen hatte. Da sah ich vor uns in einiger Entfernung den Friedhof eines Dörfchens, und weil ich wußte, daß der Dicke nichts sehen oder hören konnte, was ihn an Sterben erinnerte, so blickte ich starr nach der Gegend des Kirchhofs, bis mein Gefährte aufmerksam wurde und mich fragte. Als ich ihm sagte: »Sehen Sie mal den schönen Kirchhof, er liegt so idyllisch, daß ich dort wirklich einmal begraben sein möchte«, da warf er hastig sein Essen beiseite, indem er mich wutschnaubend anschrte: »Da habe Se mir mit Ihrer Quatscherei den ganzen Appetit verdorbe, denn ich kann keinen Happe mehr esse!« Nun ich hatte meinen Willen und verzehrte seelenvergnügt die beiden Würste, unter fortwährendem Schimpfen des Dicken.“ Diese schöne Anekdote bringt uns auf Jagdgeschichten, der Fürst erzählt Abenteuer aus Rußland und kommt auf Sonntagsjäger zu sprechen, die wohl selten Wild, aber mit großer Sicherheit Menschen zu treffen verstünden; auch Herr von Stephan sei früher ein Nimrod gewesen, vor dem man seine Beine habe in acht nehmen müssen, später hätte er freilich mit zunehmender Bornehmheit auch die Jagd besser erlernt. Er fragt mich nach den Jagdverhältnissen meines Wohnorts, und ob ich im Winter viel erlegt hätte. Auf meine Bemerkung, daß mir zwar einige Stück Rotwild freigegeben worden seien, daß ich aber nicht geschossen hätte, weil das Wild bei dem hohen Schnee immer vertraut an den Futterplätzen gestanden hätte, sieht er mich scharf an und sagt: „Bravo, das war recht, denn auch die Tiere sind unsre Gäste, wenn wir sie bewirten, und ich kenne kein Gesetz, das mir so heilig ist, wie das Gastrecht! Einst gab es einen Markgrafen Gero, der sich um die Germanisierung der Mark große Verdienste erworben hatte; er soll auch ein tapftrer Mann gewesen sein, aber ich habe ihn immer verabscheut, denn er lud die wendischen Fürsten zu einem Gastmahl, um sie dann in seinem eignen Hause zu erschlagen. Als es uns in Versailles einige Schwierigkeiten machte, das Deutsche Reich zusammen zu bringen, da war ein hoher Herr, der wollte von langen Verhandlungen nichts wissen und meinte: »Wir haben ja die Macht.« Aber da ging ich zu meinem alten Herrn und stellte ihm vor, daß die deutschen Fürsten mit ihren Mannen unsre Gäste seien, die wir gewissermaßen zum Kampf gegen den Erbfeind eingeladen hatten, und daß man

Gästen gegenüber auch den leisesten Zwang vermeiden müsse; er war meiner Ansicht, und wir verstanden uns lieber zu Konzessionen."

Immer wieder kommt das Gespräch auf den verstorbenen Freund zurück, und der Fürst erzählt die schon von Poschinger berichtete Thatsache, daß er mit seinem spätern Mitarbeiter zum erstenmal nach Auflösung der Kammer am Büffet des Hauses einige Worte gewechselt habe; das darauf folgende Exil sei für Bucher eine schlimme, aber auch lehrreiche Zeit gewesen, denn er habe mit Sorgen kleinlichster Art zu kämpfen gehabt, und es seien ihm bittere Enttäuschungen nicht erspart geblieben. „Ja — fährt er dann fort —, es ist wunderbar, wie viele Leute sich jetzt noch an Buchers Rockschöße hängen möchten, wo er sie nicht mehr abschütteln kann; ich habe erst vor einigen Tagen hier wieder ein anonymes Manuskript von einer Redaktion zur Durchsicht zugesandt bekommen, das angeblich Gespräche und Aufzeichnungen Buchers enthalten soll, und es wäre mir angenehm, wenn Sie dasselbe einmal mit durchsehen und Ihre Ansicht darüber äußern wollten.“

Das ziemlich umfangreiche Schriftstück war mit zahlreichen Anmerkungen des Fürsten versehen, der wenigstens einmal auf jeder Seite sein Lieblingswort „Blech“ an den Rand geschrieben hatte. Auch ich fand bei sorgfältigster Durchsicht, daß die Gespräche und Aufzeichnungen keinesfalls echt sein konnten, und da auch von Friedrichsruh aus dieser Standpunkt energisch geltend gemacht wurde, so unterblieb damals die Veröffentlichung. Es drängt sich mir nun die Frage auf, ob die jetzt anonym erschienenen Gespräche und sogenannten Memoiren Buchers nicht von demselben Verfasser herrühren, der sich zu Lebzeiten Bismarcks mit seinen Enthüllungen nicht hervorwagte. Die Artikel des mir unbekanntes Kölner Blattes habe ich nur in kurzen Auszügen gelesen, aber auch das Wenige genügte schon, mir die Überzeugung beizubringen, daß sie ein Kunstprodukt sein müssen. Wer den Verstorbenen näher gekannt hat, weiß, wie vorsichtig er Zeit seines Lebens in allen seinen Äußerungen gewesen ist, und Fürst Bismarck sagte einmal, daß das verschwiegenste Grab gegen Bucher noch eine alte Klatschschwester zu nennen sei; aber es ist ja so leicht, einem toten Manne etwas anzuhängen!

Abends hat sich Gesellschaft aus der Nachbarschaft eingefunden; das Diner beginnt ohne Suppe, um den Fürsten nicht zu verführen. Bekanntlich stand in einer Ecke seines Schlafzimmers eine einfache Dezimalwaage, auf der er jeden Morgen durch den Kammerdiener gewogen wurde; die einzelnen Zahlen wurden notiert und später von Schweningen durchgesehen, der bei einer Steigerung des Körpergewichts dann jedesmal besondere Diätvorschriften erließ, die Giltigkeit hatten, bis das Plus wieder verschwunden war. Der Fürst befand sich damals gerade in einer solchen Periode schärferer Beauffichtigung, er durfte daher keine Suppe genießen und bekam Bier nur in einem Weinglase gereicht. Ich besinne mich, daß er einmal an der Frühstückstafel recht ungehalten wurde,

als ihm das vielgeliebte Münchner in so homöopathischer Dosis kredenz wurde; knurrend fuhr er den Kammerdiener an: „Wenn Sie denn nicht mehr einschenken dürfen, dann stellen Sie wenigstens die Flasche her, damit ich mir helfen kann.“ Die Fürstin erzählt, daß Bucher während des Diners, das immer in animiertester Unterhaltung verläuft, oft kein Wort gesprochen und mit so abweisendem Gesicht dageessen hätte, daß niemand ihn durch eine Frage zu stören gewagt hätte; wenn aber die auch jetzt anwesende Baronin von M. an der Mahlzeit teilgenommen hätte, dann sei der alte Herr für seine Nachbarin und die ganze Tafelrunde ein geistprühender Unterhalter gewesen. Das Gespräch kommt auf England, auf die Homerule Bill und Gladstone; ich erwähne, daß Bucher diesen gering geschätzt und spöttischerweise immer „Herr Freudenstein“ genannt habe. Der Fürst sagt darauf: „Ich bin niemals Gladstones Freund gewesen und habe nach allem, was über ihn von gut unterrichteter Seite erzählt wird, den Eindruck, daß er auf einer niedrigen sittlichen Stufe stehen muß; aber als Staatsmann kann ich ihn so gering nicht achten, denn er hat doch erst kürzlich mit seiner Rede einen großen Erfolg errungen.“ Man spricht darauf von einem andern ausländischen Diplomaten; der Hausherr hat eine Zeit lang schweigend zugehört, schließlich mischt er sich mit folgenden Worten in das Gespräch: „Ich will dem Herrn gar nicht zu nahe treten, aber er ist das, was man in unsrer guten deutschen Sprache einen Ochsen nennt; in Berlin traf er mich einmal unter den Linden und hielt mir dort auf offner Straße eine lange Rede, die ich geduldig, ohne eine Miene zu verziehen, anhörte. Als er fertig war, sagte ich ihm: »Ihre Rede wäre sehr schön gewesen, wenn Sie dieselbe vor einem Parlament gehalten hätten.« Er bedankte sich noch erfreut für dieses Urteil, ohne meine Ironie zu verstehn.“

Eine Dame erkundigt sich nach dem Ursprung der kleinen Teufelsfigur auf dem Schreibtisch des Arbeitszimmers; der Fürst erzählt die bekannte Geschichte und kommt dadurch auf seinen Aufenthalt in Versailles zu sprechen. Die Franzosen hätten sich ihm gegenüber immer höflich gezeigt, und nach der Einnahme von Paris sei er unbehindert ziemlich weit in den von deutschen Truppen nicht besetzten Stadtteil geritten; einmal freilich hätte sich ihm das Gefühl einer drohenden Gefahr aufgedrängt. In Versailles habe er nämlich die Gewohnheit gehabt, täglich allein weite Spazierritte zu unternehmen; auf einem solchen Ritt, der ihn fast zwei Stunden von den deutschen Truppen entfernt hatte, sei ihm ein mit vierzehn Bauern besetzter Leiterwagen entgegengekommen, die auf ihn den Eindruck von Franc tireurs gemacht hätten. Er habe also schon mit der einen Hand seinen Revolver gelockert und bei sich gedacht: „Na, was werden meine Landsleute denken, wenn ihr Kanzler plötzlich spurlos verschwunden ist!“ Ausweichen war nicht möglich; der Wagen hielt still, und einer der Insassen habe sich mit der Frage erhoben: Êtes-vous monsieur Bismarck? Auf seine Antwort: Oui, messieurs! sei die ganze Gesellschaft aufgestanden und habe ihn durch Abnehmen der Kopfbedeckung mit den Worten

gegrüßt: Ah, monsieur Bismarek! Noch lange habe er sich bittere Vorwürfe gemacht und den braven Leuten im stillen wegen des schmähligen Verdachts Abbitte geleistet!

Abends sitzt die Gesellschaft wieder im Salon der Fürstin bei Kaffee und Cigarren; der Fürst qualmt aus seiner Pfeife und liest die Tageszeitungen, aber von Zeit zu Zeit wirft er einige Worte in die Unterhaltung, ein Zeichen, daß ihm auch diese nicht ganz entgeht. Nachdem er dann einem Herrn gegenüber einige Daten aus seinem Leben berichtet hat, bringe ich ihn auf den König von Holland und dessen Verhalten während des deutsch-französischen Krieges, indem ich folgende Geschichte erzähle, die mir von gut unterrichteter und zuverlässiger Seite mitgeteilt worden war: „Eines Tags kam der holländische Minister Thorbecke zu seinem königlichen Herrn und wurde mit den Worten empfangen: »Nun, was erzählen sich denn jetzt die Amsterdamer von mir?« Als der Minister mit einem gewissen Ernst antwortete: »Majestät, das wage ich gar nicht zu sagen,« da wurde der König aufmerksam und verlangte erst recht die Beantwortung seiner Frage. Auf vieles Drängen antwortete Thorbecke schließlich trocken: »Die Amsterdamer erzählen sich, Majestät wären verrückt geworden!« Als hierauf der König das Tintenfaß ergriff, um es seinem Minister an den Kopf zu werfen, fiel ihm dieser in den Arm, mit den Worten: »Wenn Majestät das thun, dann haben die Amsterdamer Recht.« Zugleich holte er eine von dem König eigenhändig niedergeschriebene, nach Berlin geschickte Kriegserklärung aus der Tasche und hielt sie dem König mit den Worten vor: »Wenn Majestät nicht sogleich diese Erklärung widerrufen, dann werden Sie in zwei Stunden nicht mehr regieren, denn das Volk und seine Vertretung wollen keinen Krieg mit Preußen.« Fürst Bismarek lachte herzlich, fragte mich, woher ich die Geschichte wüßte, und erklärte sie dann für durchaus wahr, bis auf die Kriegserklärung; um eine solche hätte es sich denn doch noch nicht gehandelt, wohl aber um einen höchst lamentablen Brief mit deutlichen Drohungen, den er dann zur Kenntnissnahme an den verantwortlichen holländischen Minister zurückgesandt hatte. „Sa — so fuhr er fort —, der alte Thorbecke verstand es ganz gut, mit seinem etwas schwierigen Herrn umzugehen; als früherer Universitätsprofessor sprach er mit ihm stets in dozierendem Tone, was allerdings den König oft wütend machte, den es schon verdroß, daß er als kleiner dicker Mann zu seinem sehr langen Minister immer emporsehen mußte. Wollte dieser für irgend ein Schriftstück die Unterschrift haben, dann kam es häufig vor, daß es gleich zerrissen und auf die Erde geworfen wurde. Thorbecke war aber für solche Späße des Königs eingerichtet, denn er hatte immer verschiedene Duplikate in der Tasche. War das erste zerrissen, dann präsentierte er das zweite, das auch nicht glimpflicher behandelt wurde; wenn er aber auch ganz gelassen das dritte aus der Tasche holte, mit dem Bemerkten, daß er noch eine Anzahl solcher Exemplare bei sich habe, dann bekam er die Unterschrift.“

Auf meine Bemerkung, daß auch die Adjutanten unter der Laune ihres Herrschers viel hätten leiden müssen, antwortete Bismarck: „Der König von Holland war eine gewaltthätige Natur und litt an großem Durst — wahrscheinlich ein russisches Erbstück; aber die armen, vielbeneideten Adjutanten hatten nicht nur am holländischen Hofe mancherlei zu leiden, das kommt anderswo auch vor. Selbst Friedrich Wilhelm III., sonst ein so leutseliger, milder Herr, konnte gegen seine Umgebung ungerecht sein. Einst fuhr er mit einem seiner Adjutanten — der Name wurde genannt — im Tiergarten spazieren; da er sehr nachdenklich war und während der schon länger als eine Stunde dauernden Fahrt kein Wort gesagt hatte, hielt es der Offizier für angebracht, seinen Herrn durch ein Gespräch zu zerstreuen, und erlaubte sich eine Bemerkung über das prachtvolle Wetter. Da kam er aber schön an, denn als Antwort hörte er nur die Worte: »Mundhalten, abwarten, bis gefragt werden.« Am folgenden Morgen wurde derselbe Herr zur Ausfahrt befohlen, saß aber nun während der ganzen Fahrt mit zusammengebißnen Zähnen da, wie wenn ihm ein Schloß vor den Mund gehängt wäre. Der König war diesmal guter Laune, wollte sich gern unterhalten und ärgerte sich über das Schweigen seines Begleiters. Schließlich fuhr er ihn an: »Na, haben wohl ganze Nacht gekneipt, Katzenjammer heute, können daher Ihren König nicht unterhalten, wie sichs gehört!«“

Fürst Bismarck litt an neuralgischen Schmerzen und zog sich ziemlich früh zurück, nachdem die Herrschaften aus der Nachbarschaft abgefahren waren; ich blieb noch bis tief in die Nacht hinein mit einigen Herren zusammensitzen, die ebenfalls Gastfreundschaft im Schlosse genossen. Natürlich drehte sich das Gespräch um die Erlebnisse des Tages, und wir alle standen ganz unter dem Eindruck von Bismarcks überwältigender Persönlichkeit. Die Herren, die zu den nähern Freunden der fürstlichen Familie gehörten, konnten natürlich mancherlei interessante Dinge erzählen und sprachen auch von der großen Menge der täglich einlaufenden Zuschriften, die teilweise ganz wunderbare Zumutungen enthielten. Als Kuriosa wurden mir einige dieser Briefe vorgelegt, von denen ich nur folgende erwähnen möchte: Die Witwe eines Tischlers, der einen Apparat für Verhütung des Lebendigbegrabenwerdens erfunden hat, bittet um Unterstützung, damit sie auf diese Erfindung ein Patent erwerben kann; ein Kurpfuscher, der irgend ein Mittel gegen Krankheiten geschickt hat, bittet um Bestätigung, daß es mit Nutzen gebraucht ist. Ferner las ich einen Drohbrieff aus München, etwa folgenden Inhalts:

Durchlaucht!

Sie haben gewagt, sich einige Tage in München aufzuhalten, und erdreisteten sich sogar, unser Hofbräuhaus zu besuchen! Wenn ich nicht Achtung vor Ihrem hohen Alter gehabt hätte, dann würde ich Ihnen dort entgegengetreten sein und Sie hinausgeworfen haben. Lassen Sie es sich aber nicht

einfallen, noch einmal nach München zu kommen, denn in diesem Fall nehme ich keine Rücksichten mehr!

Ein Altbayer, der 1866 noch nicht vergessen hat.

Auf meine Frage, ob man dem Fürsten einen solchen wahnwitzigen Brief überhaupt vorgelegt hätte, wurde mir gesagt: „Nun natürlich, so etwas erheitert ihn am meisten, und er hat sich gerade über dieses Schreiben köstlich amüsiert.“

Am andern Morgen ist vornehmer Besuch eingetroffen; die Unterhaltung beim Frühstück dreht sich denn auch zumeist um Nachrichten aus Berlin, Erzählung von Hofgeschichten, die der Fürst mit einem gewissen Behagen anhört. Man spricht auch von dem jüngst verstorbenen Bleichröder und über die Feierlichkeiten bei der Vermählung der Schwester des Kaisers mit dem Prinzen von Hessen, die kürzlich stattgefunden hat. Die Schilderung dieses Festes bringt den Fürsten auf die Heiratsmacherei der Königin von England, auf die frühern Pläne mit dem Battenberger und schließlich auf den jetzigen Fürsten Ferdinand von Bulgarien, von dem er folgendes erzählt: „Während meines letzten Aufenthalts in Wien erhielt ich von dem Prinzen Ferdinand aus Koburg eine Anfrage, ob er mich besuchen dürfe; ich teilte ihm mit, daß ich im Begriff sei, abzureisen, daß ich mich aber zwei Tage in München aufhalten und ihn dort gern empfangen wolle. Er kam also zu mir, um mit mir über seine Lage zu sprechen, und wie er sich wohl verhalten solle. Ich sagte ihm etwa folgendes: »Thun Sie nichts, wodurch Sie nach irgend einer Seite hin Anstoß erregen können; seien Sie vorsichtig in Ihrer Politik, und hüten Sie sich vor jedem Bündelhölzchen, denn es könnte ein Brand daraus werden! Sie haben ja gezeigt, daß Sie schwimmen können; aber gehn Sie vorläufig nicht gegen den Strom, lassen Sie sich ruhig treiben, und halten Sie sich, wie bisher, gut über Wasser. Ihr größter Bundesgenosse ist das Gewohnheitsrecht; vermeiden Sie alles, was Ihre Feinde reizen könnte; ohne Anstoß von Ihrer Seite kann man Ihnen nichts thun, und mit den Jahren wird man sich daran gewöhnen müssen, Sie auf dem Throne Bulgariens zu sehen.«“

Mir ist die Cigarre ausgegangen, und der Fürst, der es liebt, daß nach Beendigung des Frühstücks an der Tafel tüchtig geraucht wird, fordert mich auf, eine neue anzubrennen; als sich herausstellt, daß das kleine Kistchen auf dem Tische leer ist, springt die Fürstin auf, um aus einem andern Zimmer ein neues zu holen. Ich will ihr den Weg abnehmen, aber Bismarck hält mich zurück mit den Worten: „Bitte, lassen Sie meine Frau gewähren, sie sitzt nämlich bei ihrer Kurzatmigkeit den ganzen Tag auf einer Stelle, und es bedarf schon eines starken Anstoßes, sie in Bewegung zu bringen, weil sie von Atembeschwerden zu leiden hat; sie zwingt sich auch nur, wenn meinen Gästen oder mir etwas abgeht, und ich freue mich immer, wenn sie aus solcher Veranlassung einmal auffpringt, weil ihr das nur gut sein kann.“

Nach abends beim Diner werden fast nur Neuigkeiten aus Berlin bezugnehmend

sprochen, die dem Fürsten höchstens zu kurzen Bemerkungen Veranlassung geben. Als er hört, daß ich mit der Fürstin über einen Bibelspruch streite, droht er mir mit den Worten: „Lassen Sie sich nicht mit meiner Frau in solchen Streit ein, sonst ziehn Sie den kürzern; die Bibel und den Gothaischen Hofkalender kennt sie auswendig!“ Dann erzählt er von seiner letzten Reise anlässlich der Hochzeitsfeier seines Sohnes und bedauert besonders, daß er auch den ihm wohlgenigten König von Sachsen nicht besuchen durfte, für den er eine wirklich von Herzen kommende Verehrung empfände; eine Genugthuung sei es ihm gewesen, zu erfahren, daß gerade der König über den ihm durch die Dresdner Bevölkerung bereiteten enthusiastischen Empfang die größte Freude empfunden hätte.

Abends sitzen wir wieder im Zimmer der Hausfrau. Der Fürst spricht mit Bedauern davon, daß es ihm auch an seinem Lebensabende nicht vergönnt sei, als einfacher Privatmann zu leben; er würde gern öfter nach Hamburg ins Theater fahren, wenn das nur ohne Aufsehen geschehen könnte. Dann greift er zu den Zeitungen und vertieft sich ganz in die Lektüre; nachdem er sich längere Zeit mit keinem Wort an der Unterhaltung beteiligt hat, legt er das zuletzt gelesene Berliner Tageblatt mit einer raschen Handbewegung beiseite und sagt: „Ich möchte wohl wissen, ob der Dualismus, der durch unser ganzes Erdendasein geht, sich auch bis auf das höchste Wesen erstreckt; bei uns ist ja alles zweiteilig, der Mensch besteht aus Geist und Körper, der Staat aus Regierung und Volksvertretung, und die Existenz des ganzen Menschengeschlechts basiert auf dem gegenseitigen Verhältnis von Mann und Frau; ja dieser Dualismus erstreckt sich bis auf ganze Völkerschaften, die sich gewissermaßen in ihren Eigenschaften ergänzen — wie der körperlich starke, sittliche, aber etwas steife Germane und der elegante, leichter bewegliche, aber weniger kräftige Slawe. Ohne mich einer Gotteslästerung schuldig zu machen, möchte ich daher wohl wissen, ob nicht auch unser Gott ein Wesen zur Seite hat, das ihn so ergänzt, wie uns die Frau.“

Man erinnert den Fürsten an die heilige Dreieinigkeit, worauf er aber, als etwas unfaßbares, nicht eingeht. „Dann habe ich schon oft darüber nachgedacht — so fährt er fort —, ob es zwischen uns unvollkommenen Menschen und der höchsten Gottheit nicht noch Zwischenstufen giebt, und ob der große Gott, bei all seiner Allmächtigkeit, nicht noch Wesen zur Verfügung hat, auf die er sich bei der Verwaltung des unermesslichen Weltsystems stützen kann. Wenn ich zum Beispiel hier in den Zeitungen immer wieder lesen muß, wie unvollkommen unser ganzes Dasein ist, wie erbärmlich es bei uns zugeht, und wie ungerecht Glück und Unglück verteilt sind, dann muß ich immer daran denken, ob wir für unsre kleine Erde nicht gerade einen Oberpräsidenten erwählt haben, der den Willen unsers großen, allgütigen Gottes nicht immer erfüllt und uns manchmal etwas stiefmütterlich behandelt!“

Diese in ernstem Tone gesprochenen Worte machten auf uns einen ergreifenden Eindruck; die vorher heitree Unterhaltung wurde nicht wieder aufgenommen, und wir kamen auf Religion, auf die verschiedenen Dogmen, auf Christus und die Bibel zu sprechen. Der Fürst sagt dazu folgendes: „Ich bemühe mich, ein gläubiger Christ zu sein, und bekenne überall gern mein Christentum; ich halte es auch für notwendig, daß dem Volke die christliche Religion erhalten wird, aber religiöse Unduldsamkeit ist mir verhaßt, und ich würde unter meiner Amtsführung keinerlei Glaubenszwang geduldet haben.“ Nach der Ansicht eines anwesenden Herrn müßte in der Bibel durch exakte Forschung noch vieles klar gestellt und manches ausgeschieden werden; als ich darauf hinweise, daß man an der Bibel ohne Gefahr für den Glauben des Volkes nicht rühren dürfe, stimmt mir der Fürst zu und sagt mit warnend erhobnem Finger: *Quieta non movere*.



Gobineaus Geschichtskonstruktion



m 36. Heft des vorigen Jahrgangs haben wir die Theorie des Grafen Gobineau und unsre Stellung zu ihr dargelegt. Der Kern dieser Theorie läßt sich in den Sätzen ausdrücken: die Menschenrassen sind an sich unveränderlich; nur durch Blutmischung kann ein Rassentypus abgeändert werden; auch alle großen politischen, überhaupt alle historischen Veränderungen sind auf Rassenmischungen zurückzuführen; nur die weiße Rasse ist fähig, Kultur zu erzeugen, und da deren Blut, ohnehin nirgends mehr rein vorhanden, durch fortgesetzte Mischungen immer mehr verschlechtert wird, so entartet der Typus des Kulturmenschen immer mehr. Diese Sätze werden im ersten Bande der im Frommannschen Verlage (Stuttgart) erschienenen und von Ludwig Schemann verfaßten deutschen Übersetzung entwickelt. Die übrigen drei Bände sollen den historischen Beweis für die Theorie erbringen. Nach dem vorliegenden zweiten Bande zu urteilen, der soeben erschienen ist, handelt es sich aber mehr um eine Geschichtskonstruktion nach der Theorie als um eine Sammlung von Beweismaterial für die Theorie. Wir behaupten nicht, daß die Theorie durchaus falsch sei. Eines der Elemente der historischen Wandlungen und Ereignisse liegt ganz gewiß in der Beharrlichkeit der ursprünglichen Rasseneigentümlichkeiten und in den Rassenmischungen. Aber es tragen eben noch andre Umstände und Kräfte zur Gestaltung der Völker und Staaten und ihrer Geschicke bei, und wenn man diese andern Ursachen alle übersieht und den ganzen welthistorischen